Brislingfang am Sogne-Fjord

Von Per Schwenzen

Kaum daß wir an Bord des Kutters kamen, kochte der „Skipper“ uns Kaffee: „Es wird kühl werden, die See steht auf uns zu.“ — Also tranken wir Kaffee.

Der Oelmotor blaffte gegen die grauen Steinwände an. Wasserfälle wehten wie dünne Gardinen aus konturlosen Höhen herab. Es war zwölf Uhr mittags. Zehn Stunden wollten wir fahren. Zehn Stunden durch Inseln, durch schmale Sunde, von Flut und Ebbe durchquirlt in so gewaltigem Sog, daß die Kutter die Gezeiten abwarten müssen, um hindurchzujagen.

„Wir müssen bis Hyllestad“, erklärte der Skipper, „da steht Brisling im Netz, tausend skjepper (Holzkästen = zwanzig Liter). Der Brisling geht dieses Jahr sehr tief in die Fjorde. Es ist eine Netzmannschaft aus Hyllestad selbst, die den Fang gemacht hat. Ich kenne den notbas (Netzbas) sehr gut; er hat einen kleinen Hof mit einem Pferd und drei Schafen, außerdem ein gutes Boot und drei Söhne. Wir haben diesen Sommer viel Rohstoff von ihm gehabt.“

„Rohstoff“ — das ist hier eben Fisch, die zarten Brislinge, die in riesigen Schwärmen aus den südlichen Gewässern bei den dänischen Inseln heraufkommen und die norwegischen Küsten aufsuchen und die Smaasilds, die jungen Heringe, die fingerlang und keusch, ein Millionenheer von Kindern, in tausend Silberwellen durch die Fjorde jagen ...

Oft vermischen sich die Brisling- und Smaasildschwärme in der Ahnungslosigkeit der Jugend; sie kennen nicht den Unterschied ihrer Arten so gut wie der Skipper Aage Nilsen: „Streich ihm gegen den Strich übern Bauch. Ist's glatt, ist's Sild, hakt's ist's Brisling, und der ist dreimal so wertvoll wie Sild, ganze sechs Kronen zahlt die Fabrik für den Skjepp!“

Wir sind jetzt schon volle sechs Stunden unterwegs. Immer tollere Felsnasen stecken im Nebel, immer nacktere Steinleiber prallen aus dem Schaum, immer vollere Fälle rauschen ins Meer hinab, die Gipfel der Fjordriesen ragen ins Trübsal schleppender Wolken empor ...

Im Sognefjord ist das Wasser wieder ruhiger. Bald sind wir in Hyllestad, und da kennt Aage ja den Notbas, der wird uns ein Bett verschaffen.

Aage erzählt uns von seinem Leben, von den Sild- und Brislingfischern im Sogne- und Hardangerfjord. Das Boot gehört ihm. „Brödrene Nilsen“ steht mit weißen Lettern an Bug und Heck. Aage fährt mit seinen Brüdern im Akkord für die Fabrik. Wenn keine Schwärme im Fjord stehen, ist nichts zu tun. Sie fischen nicht selber. Die Netzmannschaften draußen in den Fischerdörfern, in den Zweigen der Fjords und am Rande der offenen See, jagen den silbernen Heeren der Tiefe nach. Und steht ein Volk im Netz, dann wird die Einkaufsgenossenschaft in Bergen oder Stavanger angerufen. Der Preis ist behördlich festgesetzt, die Zentrale verteilt den Rohstoff an die Fabriken, um die Arbeitsmöglichkeiten aller auf eine annähernd gleiche Höhe zu bringen. Der „steng“, der eingeschlossene Fischschwarm, wird einer der zahlreichen Fabriken zugeteilt, und die senden dann ihre Motorkutter aus, hoch bis über die Reling mit Holzkisten bepackt, den Fang zu heben. Drei bis fünf Tage muß der Smaasild oder Brisling im Netz stehen, bis er das sogenannte „aat“, die Nahrung, von sich gibt. Erst wenn er nach drei Tagen hungernd im Netz, rein und nüchtern ist, hebt ihn der Mensch ins Licht des Todes. — —

In nebliger Dämmerung laufen wir in den Fjordzipfel ein, wo Hyllestad im Kreis der Berge liegt. Lichter roter, grüner und gelber Topplaternen leuchten übers Wasser. Ein Fischkutter schleppt seine vollen Netze an den Strand, um sie dort festzumachen. Ein Boot kommt heran. Es ist der Notbas, dessen Fang wir morgen an Bord nehmen sollen, unser Wirt für die Nacht. Wir rudern an Land, wandern einen Serpentinenweg zu einem roten Hause empor. Der Notbas weist uns eine Kammer in dem neuen Blockhaus an, das nach Harz duftet, nach hell blutendem Baumfleisch. Ein großer Brummer klopft gegen die Decke. Durch das Fenster tönt das gedämpfte Cellokonzert der Wasserfälle ...

Frühmorgens sind wir am Strand, springen in die Folle, um zu den Fischern hinauszurudern, die wieder einem Silberschwarm auf der Spur sind. Eilig rudern die Burschen. Der Notbas steht im Boot und zieht an langem Messingdraht das Lot durchs Wasser. Am „nap“ kann er spüren, wenn der Draht durch einen Brisling- oder Sildschwarm geht. An Kraft und Art der Naps fühlt er die Größe des Schwarmes und der einzelnen Fische. Jetzt! Ein paar Rufe — und Motorkutter und Beiboot, die in nächster Nähe liegen, eilen auseinander. Das Netz fällt in schneller Kreisfahrt, der Ring um den Schwarm wird geschlossen.

Ein Boot fährt in den Kreis der Schwimmkorken und Glaskugeln und beginnt in großer Hast die Leine einzuholen, die den etwa acht Meter tiefen Netzsack unten abschnüren soll. Erst wenn das Netz geschnürt ist, sitzt der Fisch-Schwarm gefangen. Ein Bursche wirft mehrmals einen riesigen Blechfisch, eine Raubfischattrappe, an langer Leine ins Wasser, um den Schwarm zu scheuchen, daß er nicht den Ausgang durch den David, das untere Netzende, gewinnen kann, ehe das Schnüren beendet ist.

Gelungen! Der Schwarm steht im Netz! Jetzt wird das Netz fast ganz an Bord gehievt und ordentlich gehängt, nur eine stark verkürzte Korkenlinie bezeichnet das Haftgebiet des Schwarmes, der bereits an das Schiff gefesselt ist. Jetzt beginnt ein merkwürdiges Schauspiel. Ein zweiter Motorkutter schleppt an gespannt hängendem Seil das Fangschiff breitseits ab, langsam wird der gefangene Schwarm zum Strand gezogen und dort am Ufer vertäut.

Kaum daß dieser Fang geborgen ist, kommen unser Wirt und seine drei Söhne in gelbem Oelzeug dahergerudert, um einen anderen Schwarm hochzunehmen, der etwa fünfzig Meter entfernt im Garn steht. Die Männer ziehen die Netze enger und enger, die zappelnde, plätschernde Silbermasse zittert im Licht, mit großen Keschern langen die Fischer hinein, zerren, ziehen, und der lebende, hüpfende Glanz strömt an Bord. Die Boote füllen sich buchstäblich bis an den Rand, die Leute stehen bis an die Knie in Fischen, die Oelanzüge sind schuppenversilbert.

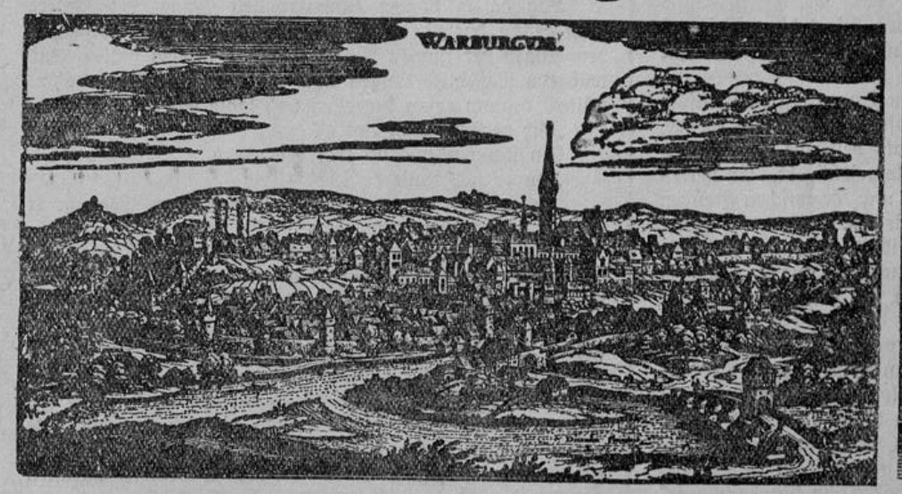
Langsam rudern die überlasteten Boote zum Kutter. In Drahtkörben wandert die Ware an Bord, wird in Kästen gepackt und im Laderaum und auf Bord gestapelt. Stunden vergehen, tausend Kästen hat der „Brödrene Nilsen“ an Bord, tausend Kästen werden voll. Der Notbas nimmt in der Kajüte die Lieferquittungen aus Aages roter Fischerfaust entgegen. Ein herzhafter Schluck Aquavit besiegelt in der Regel den Lieferkontrakt.

Kamelreisen in Abessinien

Die teuerste Art, im kriegsumwölkten Abessinien zu reisen, ist nicht etwa die per Flugzeug, sondern die auf dem Rücken eines Kamels. Das Auto wäre natürlich erheblich billiger, aber die allerwenigsten Wege in Abessinien eignen sich zum Autoverkehr. Das Fliegen wiederum ist in Abessinien keineswegs so einfach wie in Europa, da die vielen Bergspitzen und zerrissenen Hochplateaus Notlandungen so gut wie unmöglich machen. Auch ist die Orientierung für den Piloten nichts weniger als einfach. In vielen Fällen bleibt also nichts übrig, als sich auf den Rücken eines Maultieres, des verbreitetsten Tragtieres in Abessinien, oder eines Kamels zu schwingen, und da man zu solchen Reisen nicht nur Zeit, sondern auch Begleiter braucht, werden Kamelreisen im Innern des Landes wesentlich teurer als Flugzeugreisen.

Ein amerikanischer Filmmann hat z. B. seiner Firma eine Spesenrechnung eingesandt, auf der die Reisekosten mit folgenden Summen angegeben sind: Einmal 1000 Meilen in einem Flugzeug — 4000 Dollar (was schon eine außerordentlich hohe Summe ist); weitere 1000 Meilen auf Kamelen mit Begleitung — 6000 Dollar. Augenblicklich sind wegen des Krieges die Preise natürlich besonders hoch. Man kann annehmen, daß man in normalen Zeiten in Abessinien sowohl im Flugzeug wie auf Kamelen oder Maultieren billiger vorwärts kommt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 86 | 30. Oktober 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(1. Fortsetzung)

„Sieh da, der Benedikt, unser Doktor!“

Wenn der Vater den ‚studierten‘ Sohn begrüßte, war immer etwas Befangenes in ihm. Er hatte das Gefühl, und das trog ihn ja auch nicht, als gehöre der Benedikt kaum zur Familie. Die Mutter war aufgestanden. Sie wieder betonte gern den ‚Gelehrten‘ in der Familie und strahlte bei seinem Anblick.

„Du, jetzt so unerwartet?“

„Ich habe ein paar Tage Urlaub. Auch Gutes kann ich berichten. Ich habe gestern abend erfahren, daß meine wissenschaftliche Arbeit gefallen hat und daß ich als Professor nach Greifswald berufen bin und vorher noch eine lange Studienreise auf Staatskosten machen darf. Das ist doch ein großes Glück.“

Die Mutter strahlte.

„Siehst du, Dieter! Jetzt ist der Benedikt schon Professor geworden. Denk' dir, dein Sohn ein Professor!“

Sie war vollkommen außer sich.

„Ich habe aber auch gute Nachrichten. Sieh mal her! Weißt du, was hier in dem Packen ist? Ich habe in der Osnabrücker Zeitung inseriert. Wohnungsangebote! Vater hat sich endlich entschlossen, den Heidehof zu verkaufen. Gott sei Dank! Lange genug hat es gedauert, bis er es eingesehen hat! Dann ziehen wir in die Stadt, haben Geld, und unser Jüngster braucht nicht mehr zu sagen, daß sein Vater ein einfacher Bauer ist.“

Benedikt fing einen raschen Blick des Vaters auf und — wunderte sich. Der hatte doch immer so fest an dem Hofe gehalten, und jetzt saß er ganz ruhig und tat, als berührten die Worte der Mutter ihn gar nicht. Er stand langsam auf.

„Na, lieber Sohn, dann muß ich wohl gratulieren.“

„Danke, Vater. Aber ist es wirklich wahr, daß du verkaufen willst?“

Dietrich Untermann zuckte die Achseln.

„Will? Ich denke, es kommt alles so, wie es soll.“

Frau Christine fuhr wieder los.

„Selbstverständlich verkauft er. Lächerlich, wenn wir uns quälen. Unser Aeltester ist Kapitän, Ferdinand war der Klügste und hat in das schöne Geschäft eingeheiratet. Kannst du dir vielleicht die elegante Auguste als Bäuerin denken? Du bist ein gelehrter Herr, von euch übernimmt niemand den Heidehof, und Vater ist fünfundsechzig. Ausruhen soll er sich, und ich, ich habe es wahrhaftig satt hier. Ich will auch noch mal wissen, was eine schöne Wohnung ist und Zentralheizung und — na ja, du verstehst schon. Diesen verräucherten alten Kasten, das alles hier habe ich gehaßt, seitdem ich hierher kam.“

Noch immer wunderte sich Benedikt, daß der Vater alles ganz ruhig mit anhörte und dazu lächelte.

„Ihr habt natürlich recht. Wenn Kaspar und Ferdinand den Hof doch nicht wollen, du selbstverständlich auch nicht —“

Die Begegnung mit der heimwehkranken Maria mußte noch in Benedikt nachwirken. Da seine beiden Brüder andere Berufe ergriffen hatten, war es ihm immer selbstverständlich gewesen, daß der Heidehof verkauft würde, und noch gestern hätte er sich wohl gefreut, wenn der Vater nun ruhig in der Stadt leben wollte. Heute aber taten ihm die lieblosen Worte, die die Mutter über den Hof tat, weh.

Dietrich Untermann klappte das Kursbuch zu.

„Also gut. Morgen heißt's früh aufstehen. Der Zug geht schon um fünf Uhr von Gramsche weg. Der Karl muß mich zur Bahn fahren.“

Er stand auf.

„Jetzt muß ich aber doch mal draußen nachsehen. Wenn ich schon aufgebe, muß Ordnung sein. Kommst du vielleicht mit?“

„Gern, Vater.“

Warum der Alte nur das Lächeln um den Mund hatte?

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Nur daß der Vater bisweilen sagte:

„Ja, bis dahin ging ursprünglich der Mühlenacker. Was da weiter kommt, das hat erst der Urgroßvater erworben.“ Oder: „Die Scheune da, die ist auch schon 5hr

anderthalb Jahrhundert alt. Immer Untermannscher Besitz."

Sie waren fast eine Stunde gegangen, bald dahin, bald dorthin. Überall hatte der Bauer sich umgesehen, obgleich die meisten Äcker jetzt noch als Stoppelfelder brachlagen, und immer dazu genickt.

„Komm mal, wir wollen da den Hügel hinaufsteigen."

Es war eine kleine Anhöhe, und da oben stand eine Bank.

Sie setzten sich nieder; vor ihren Augen lag eine seltsam reizvolle und doch traurige Landschaft. Ein unendlich weites, ebenes Gebiet, aber es sah aus, als bestünde es aus unzähligen aneinandergereihten Maulwurfshügeln. Es waren aber keine, sondern Moospolster, und dazwischen standen vereinzelt niedere, kümmerliche Kiefern. Über das ganze weite Gebiet aber wucherte das Heidekraut, und jetzt blühte es. Während ein leiser Nebel hie und da aus dem Boden und unzähligen Wasserlöchern kroch, sah der rote Schimmer all der blühenden Erikastauden fast aus wie ein am Boden wucherndes Feuer. Dietrich Untermann sah lange stumm auf die blühende Heide hinaus, dann sagte er leise:

„Das ist das große Venner Moor, das hier unterhalb des Wiehegebirges beginnt. Ist ein böses Land. Wer Weg und Steg nicht genau kennt, der ist verloren, wenn er hindurch will. Ist schon mancher da in die Wasserlachen geglitten, und Schlick und Schlamm haben ihn hinabgezogen."

Benedikt beobachtete den Vater. Er hatte innerlich einen Schreck. Warum lächelte er heute immer so merkwürdig? Warum lächelte er auch jetzt, als er von den Unglücklichen sprach, die hier im Moor ertrunken waren? Er fuhr fort:

„Du bist zwar studiert. Ich weiß aber nicht, ob du sowas auch gelernt hast in deinen Kollegs. Weißt du, daß vor fast zweitausend Jahren durch einen auf dieser Erde mal unsere ganze Heimat gerettet wurde? Weißt du, daß hier in der Nähe die große Schlacht stattgefunden hat, in der der Germanenheld Armin den Varus mit seinen römischen Legionen vernichtet hat? Und die Bauern haben im Dreißigjährigen Krieg die Landsknechte hier in den Sumpf gejagt. Jetzt wunderst du dich, daß dein Bauernvater das weiß? Ist auch nicht lange her. Im vorigen Sommer war ein gelehrter Herr hier aus Berlin, der hat mir's gesagt. Der hat sogar im Moor draußen gefischt und gescharwerkt und allerhand altes Zeug gefunden, von dem er behauptet, daß es römische Waffen und römisches Geschmeide wären. Sag' mal, Benedikt, du mußt das doch wissen. Ist sowas nicht heiliger Boden?"

„Ganz gewiß, Vater, sind das heilige Erinnerungen für die Heimat."

„Siehst du? Das soll so neun Jahre nach unseres Heilands Geburt gewesen sein. Weißt du, der alte Professor ließ nicht locker. Dem mußte ich die alte Hauschronik heraussuchen. Im Jahre 1600 so ungefähr ist zum ersten Male ein Untermann auf der Mühle gewesen. Und seitdem war es immer so: immer ein Sohn nach dem Vater."

Er hatte den Kopf gesenkt und sah vor sich hin.

„Und jetzt sitzt auch ein Untermann drauf, und — nun reist der nach Hannover und verkauft den Hof, den seine Vorfahren gegründet, groß gemacht und gehegt haben, wie ein altes Stück Vieh an einen Fremden. Sag' mal, Benedikt, du bist ja doch viel klüger als ich. Nicht wahr, das muß doch so sein? Nicht wahr, so ein Acker, der ist doch nichts als eben ein Acker, und so ein altes Haus, das schmeißt man doch weg wie einen abgetragenen Anzug? Nicht wahr, wenn ich mir einbilde, so ein Haus, das könnte reden und denken und fühlen, das ist doch alles Unsinn! Und wenn ich mir einbilde, überall sähe ich vorwurfsvolle Blicke, das ist doch natürlich nur Einbildung. Nicht wahr, die Mutter hat recht, wenn sie das Dummheit nennt und, nicht wahr, es ist doch richtig, daß ich jetzt den alten Plunder verkaufe und mir für die Groschen, die ich dafür kriege, einen guten Tag mache? Das ist doch alles so in der Ordnung?"

Unwillkürlich überlief es Benedikt kalt bei der ganzen Art seines Vaters. Da saß der alte Mann und war nun ganz in sich zusammengekrochen, als sei er ein Greis, und sein Gesicht sah vergrämt aus; dabei fielen leise, lauernde, erwartungsvolle Blicke auf den Sohn.

„Nun sag' mir doch, daß ich ein alter Narr bin, der Gespenster sieht. Von Kaspar oder Ferdi würde ich es mir nicht sagen lassen, aber du bist ja studiert, und ich habe so ein Gefühl, als müßtest du mich verstehen."

Lag da in diesem kummervollen Gesicht des Vaters nicht genau dasselbe Leid, wie er es an diesem Morgen in den Augen der jungen Maria Schulten gelesen hatte? Und während Benedikts Augen über die blühende Heide dahinglitten, begann er zu begreifen und sagte leise:

„Ich verstehe dich, Vater."

Ein staunender Blick traf den Sohn.

„Du verstehst mich? Du?"

„Ich glaube wenigstens, dich zu verstehen. Warum ist Kaspar nicht Bauer geworden?"

„Ausgerissen, als er vierzehn war. Nach Bremen gelaufen. Zu Fuß. Jammervoll geschrieben. Weiß nicht, was den gepackt hat. Muß wohl der alte Jens gewesen sein, den wir damals als Knecht hatten und der früher zur See gefahren, der ihm die Raupen in den Kopf gesetzt hat. Dumm bin ich gewesen. Hätte ihn mit Gewalt zurückholen sollen. Geirrt hat sich der Schulten, der mir damals sagte: ‚Lat den Jung man ein Jahr up See fahren, dann hat er die Näse voll und kommt von selber.' War nicht richtig. Ist nicht gekommen, und jetzt ist er Käpten von so 'nem Frachtkasten und hat den Kopp voller groter Gedanken."

Unwillkürlich verfiel er in das Platt, das die ‚vornehme' Christine so haßte.

„Schadete nicht. War ja der Ferdi noch da. Was wußte ich, dat der so ein Zierlaffe wurde. Und dann — ja du — ja, da will ich nich reden, du bist ja im Begriff, wat ganz Grotes zu werden."

Dem Benedikt tat der Vater leid.

„Wenn du nochmal mit dem Kaspar sprächest?"

Der Bauer stand auf.

„Das sagst du?"

Nun spielte wieder das seltsame Lächeln um den vergrämten Mund, das dem Sohne Angst machte.

„Der daut dat nich. Es ist ja besser, bar Geld, und — es ist ein schöner Batzen, den mir der da im Hannöverschen zahlen will. Wird für jeden von euch dreien mal noch ein gutes Erbteil sein, denn wir Alten werden ja nicht viel mehr verbrauchen."

Wieder der lauernde Blick auf Benedikt.

„Vater, du weißt, daß ich versorgt bin. Ich verzichte gern auf ein Erbe."

Dietrich Untermann faßte einen Entschluß.

„Höre mich mal an. Ich möchte dir noch was sagen, aber — vielleicht ist es besser, ich tue es nicht."

„Vater, ich sehe dir an, daß du leidest. Wenn ich dir raten könnte."

„Das ist es ja eben, aber — das, was ich dir sagen möchte, das darf niemand erfahren."

„Ich gebe dir mein Wort. Vater."

„Das — das darf auch die Mutter nicht wissen, sonst ist's verpurrt. Das — ja — wenn die Mutter was will, was soll ich da dauhn? Dann bin ick man ein Schmatlappen, aber, nein, es ist auch nichts Böses."

„Ich würde dir auch nie etwas Böses zutrauen. Wenn du dein Herz erleichtern willst, ich werde auch gegen die Mutter schweigen."

Dietrich Untermann schielte den Sohn von unten her an.

„Du, wenn man den Kaspar zwingen könnte?"

„Zwingen?"

„Ich meine man so. Ich denke, der Kaspar und der Ferdi, die sind beide aufs Geld, und wenn dat nu nix wär'?"

„Du willst sie enterben? Das kannst du ja gar nicht."

(Fortsetzung folgt)

Das Symbol Deines Gemeinschaftsgeistes - Deines Opfersinnes - „Ein Arbeitsbeschaffungslos"

Der freche Freier

Erzählung von Otto Anthes

Wenn in früheren Zeiten Ein Hoher Rat der Freien und Hansestadt Lübeck versammelt war und die Geschicke der Stadt bedachte, dann wurde die Breitestraße vor dem Rathaus nach beiden Seiten mit schweren Eisenketten abgesperrt, damit die Weisheit der hochmögenden Herren durch den Lärm der Menschen und Fuhrwerke keine Einbuße erlitte. Nun kam eines Tags der Junker Heinz von Lüdersdorf auf seinem Wagen durch das Burgtor herein und wollte seinen Vetter besuchen, der als Domherr in seiner Kurie am Domhof wohnte. Als er sah, wie ihm der Weg versperrt werden sollte, stach ihn der junkerliche Uebermut, daß er seine Pferde antrieb, über das Hindernis hinwegzuspringen. Sie rissen den Wagen vorn mit sich in die Höhe und ließen die Vorderräder so wuchtig auf die Kette niederfallen, daß sie mitten hindurch brach.

Wie der kecke Rosselenker aber nun mit höhnischem Jubelruf weiter stürmen wollte, sprang auch schon die Wache aus dem Rathaustor. Ein paar Kerle fielen den Pferden in die Zügel, ein paar andere rissen den Junker vom Wagen, zerrten ihn ins Rathaus und brachten ihn alsbald vor den Rat, der inzwischen unterrichtet worden war. Sich immer noch gegen die Uebermacht wehrend, taumelte so der Junker in einem richtigen Handgemenge in den Saal und vor den Rat. Bis der Bürgermeister ihn laut und erzürnt anrief. Da richtete er sich zuerst hoch auf, machte alsdann eine tiefe Verbeugung und sagte: „Wohlgeborener Herr Bürgermeister, ich komme, Euch um die Hand Eurer Tochter zu bitten."

Die Ratsherren saßen wie erstarrt auf ihren Stühlen. Der Bürgermeister aber, gleichfalls wie vor den Kopf geschlagen, stotterte: „Meine Tochter? — Ja — kennt Ihr denn meine Tochter?" Da schlug der Junker eine helle Lache auf: „Also habt Ihr wirklich eine? Dann ist ja alles in Ordnung, und die Hochzeit kann vonstatten gehen."

Nun war die Frechheit offenbar. Und indem die Ratsherren aufsprangen und durcheinander schrien, befahl der Bürgermeister in kalter Wut der Wache, den Junker bis auf weiteres ins Gewahrsam zu bringen.

„Ritterliches — will ich hoffen!" johlte der Junker dagegen.

„Auf Euer Wort?" fragte der Bürgermeister zögernd.

„Wie es der Brauch ist", antwortete trotzig der Junker.

Darauf wurde er abgeführt, und Ein Hoher Rat setzte sich zu schweren Erwägungen nieder, was in solch nie dagewesenem Fall zu geschehen habe.

Am Abend, nachdem der Bürgermeister zu Hause den Vorfall erzählt hatte, auch was der Rat über den frechen Uebeltäter beschlossen, machte sich die Bürgermeisterstochter, Anka geheißen, heimlich auf, um den Mann zu sehen, der um sie angehalten hatte, ohne sie zu kennen. Sie ließ sich von dem alten Ratsdiener Melcher begleiten, der in des Bürgermeisters Haus aus und ein ging und die Anka von Kindesbeinen auf kannte. Die Herberge, da der Junker auf sein Wort untergebracht war, lag in der Hundestraße. Als sie dort einbogen, sahen sie, daß die ganze Gasse von Menschen wogte. Denn es hatte sich im Fluge herumgesprochen, was geschehen war, und jeder trachtete, durch einen Spalt im Fensterladen einen Blick auf den Mann zu tun, dem die Ehre der Stadt so wenig galt. Nach langem Warten und Drängen gelang es endlich auch Anka, an das Guckloch heranzukommen. Da sah sie den Junker am Tisch mit einem so unverschämt fröhlichen Gesicht vor einer Kanne Wein sitzen, daß eine verworren dunkle Absicht, die sie mit sich hergetragen, als klarer fester Entschluß in ihr aufsprang. Sie trat ins Haus, in die Stube, vor den Tisch, und sagte zu dem erstaunt aufblickenden Junker: „Ich bin des Bürgermeisters von Lübeck Tochter und gekommen, Euch zu danken für die Ehre, die Ihr mir angetan habt."

„O Jungfer — Fräulein —!" rief er und stolperte in die Höhe. Aller Uebermut war ihm im Augenblick entflohen, und etwas wie Angst der Scham schlich ihm durchs Gebein. Denn vor ihm stand nicht nur ein festes und entschlossenes Menschenkind — das hörte er am Ton —, sondern auch ein bildsauberes Frauenwesen. Er fuchtelte mit den Händen vor sich hin, als ob er von sich wegschieben wollte, was er begangen hatte.

„Nein", fuhr sie unbeirrt fort, „es ist immer eine Ehre für ein Mädchen, wenn ein Mann einen Antrag macht."

„Das ist doch — das war — versteht doch!" stotterte er.

Sie nahm eine überaus hochmütige Miene an. „Leider", sagte sie, „kann ich indes Euren Antrag nicht annehmen."

„Warum nicht?" platzte er heraus, und es klang, als ob es ihm wirklich leid täte.

„Weil Ihr gefangen waret, als Ihr ihn tatet, und zu fürchten steht, daß Ihr ihn nur darum getan habt, weil Ihr unter dem Zwange waret."

Nun war er gänzlich betreten und wußte nicht einmal mehr etwas zu stammeln.

Sie aber benutzte seine Stummheit, um eifriger und leiser fortzufahren — den sie war nun an den kitzligen Punkt ihres Plans angelangt: „Darum bin ich auch gewillt, Euch aus Eurer Haft hinwegzuhelfen. Damit Ihr nicht wieder etwas tut, was Ihr nicht verantworten könnt."

Er schaute sie nur dumm und voll stiller Bewunderung an.

„Denn", sagte sie eindringlich, „Ein Hoher Rat der Stadt hat, wie ich von meinem Vater weiß, sehr üble Dinge über Euch beschlossen. Die Keckheit der nachbarlichen Junker gegen die Stadt nimmt überhand, und darum soll ein Beispiel gegeben werden. Es steht nicht gut für Euch."

Zum ersten Mal in dem ganzen Handel wehte ihn eine Befürchtung an, daß die Stadt wirklich einmal Ernst machen könnte. Und wenn sie das wollte, war sie mächtig genug, auch einem kecken Junker einmal die Zähne zu weisen. Zugleich aber keimte auch schon wieder eine listige Lust in ihm auf, den Pfefferſäcken den Spaß zu verderben. „Wie wollt Ihr das — ich meine: Wie wollt Ihr mir davonhelfen?"

Sie schaut sich nach der Tür um. Da stand auch richtig der alte Melcher, der seiner jungen Herrin treulich gefolgt war und sie durch Menschengewühl und Stöße und Püffe hindurch gefunden hatte. „Ihr zieht des alten Ratsdieners Gewand an", sagte sie, „und könnt solchergestalt noch in der Nacht ungehindert durchs Tor gehen."

Er rieb sich die Hände.

Sie nickte. „Dann ist also kein Hindernis weiter, und die Anstalt kann getroffen werden."

Er lachte sie aus großen blauen Bubenaugen an, in herzlichem Spaß an dem Streich, den sie zusammen zu spielen sich anschickten. Dann aber erlosch plötzlich das Helle in des Junkers Gesicht. Er faßte hinter sich nach der Lehne seines Stuhls und sagte in tiefem Ernst: „Es geht doch nicht."

„Warum nicht?" fragte sie.

„Weil ich mein Wort gegeben habe, zu bleiben."

Da wurde sie ein wenig unsicher. Trotzdem blieb sie dabei: „Und wenn sie Euch morgen auf den Marstall bringen, wo die Spitzbuben und Bettelleute sitzen? Und Euch dort festhalten, wer weiß wie lange? Bei Wasser und Brot?"

Er machte ein finsteres Gesicht. „Mögen sie tun", sagte er, „was sie vertreten können! Mein Wort ist eine Kette, die man auf keine Weise brechen kann. Auch Ihr nicht mit Euren schönen kleinen weißen festen Händen. Und dabei schaute er voll düsterer Inbrunst auf die belobten Herrlichkeiten.

Die Anka aber leuchtete auf in ehrlicher Freude, wenn auch ihr Plan damit zerrann. Sie machte ihm aber dennoch nur einen kleinen spöttischen Knicks und sagte: „Das ist mir lieb für Euch, daß Eure Keckheit eine Grenze hat an Eurem Wort. So kann es Euch nie schlechter ergehen, als Ihr verdient."

Und schon war sie auch aus der Tür, der alte Melcher hinter ihr drein wie ein Hündchen. Der Junker aber dachte die halbe Nacht nur an die Bürgermeisterstochter, und als er endlich eingeschlafen war, träumte er, daß er an einer langen schweren Eisenkette durch die Stadt geführt würde, am andern Ende der Kette aber ging Anka und hielt sie in ihren festen weißen Händen.

Als er am anderen Morgen wieder vor den Rat geführt wurde, war er kaum erfreut, daß es so glimpflich abging. Denn die Ratsherren hatten sich überlegt, daß es nicht weise sei, um eines kecken Uebermuts willen sich den Adel der ganzen Umgebung auf den Hals zu ziehen, und straften den Junker nur um zwanzig Goldgülden Buße und Wiederherstellung der Kette in den früheren Stand. Er legte das Geld fast traurig auf den Tisch und fuhr davon, mehr ein Gefangener als zuvor. Die Ueberlieferung aber will wissen, daß er einen Monat später abermals zur Stadt gefahren sei und seinen Antrag in ziemlicherer Art wiederholt habe.

Eine Eisenkette, soll er dabei gesagt haben, kann man leicht zersprengen. Was man aber einmal Großes gesagt hat, bindet einen im Herzen, selbst wenn man es nicht will. Wenn man es jedoch von Herzen will, dann erst recht.